

PROLOG

Ich bin immer ein Mensch gewesen, der Dinge gerne vor sich herschiebt. Manchmal Stunden, meistens Tage, und in einigen Fällen sogar Jahre. Ich kann nicht behaupten, dass mir diese Eigenschaft immer gut getan hätte. Nur bei einer Sache wünschte ich mir, sie ewig aufgeschoben zu haben. Um zehn Jahre, um zwanzig Jahre – so dass der süße Tod meinem Vorhaben zugekommen wäre.

Wovon ich spreche? Davon möchte ich gerne berichten. Pergament und Tinte habe ich mir besorgt und eine Feder zur Hand genommen, und auch das ist etwas, was ich lange aufgeschoben habe. Die Zeit hätte ich wohl längst gehabt, alles niederzuschreiben, was ich einst erlebt habe und was mich nun in meinen Träumen gleichermaßen quält wie auch mit Sehnsucht erfüllt. Aber wen interessieren die Erinnerungen eines alten Mannes, dachte ich.

Ganz habe ich diese Zweifel noch immer nicht abgelegt. Aber der Drang ist letztlich übermächtig geworden. Gestern habe ich mich, auf meine Krücken gestützt, an das Meer begeben. Viel zu lange bin ich nicht mehr dort gewesen, habe das Rauschen der Wellen nicht mehr vernommen. Irgendwo dort draußen nehmen sie ihren Ursprung, rollen meilenweit über die offene See, um endlich an dieser Küste zu brechen und ein Ende zu finden. Und nie mehr wird eine Welle, die einmal brach, neu erstehen. Das ist ein trauriger Gedanke, erinnert er mich doch an mein eigenes Schicksal.

Mit letzter Kraft habe ich meinen widerspenstigen Körper zurück in diese Hütte geschleppt, habe den Duft des Meeres gegen den Gestank der ärmlichen Gasse eingetauscht, die ich seit sechsundzwanzig Jahren mein Zuhause nenne. Und doch hat mich dieser kurze Ausflug endlich den Entschluss fassen lassen, meine Geschichte niederzuschreiben.

Mein Augenlicht ist schwach geworden, und wenn ich die Feder zu lange führe, beginnt meine Hand zu zittern. Ich weiß noch nicht, ob ich die Kraft haben werde, dies zu Ende zu führen, und mehr denn je verfluche ich mich, dass ich mir so lange Zeit ließ. Ich behaupte, dass mein Geist noch wach ist wie eh und je, und auch mein Gehör hat mich nie im Stich gelassen. Meine Beine aber – nun ja, reden wir nicht davon.

Was ich erzählen möchte, hat sich dort draußen zugetragen, jenseits aller Wellen, die in diesem Augenblick auf unsere Küste zurollen. So viele Länder und Inseln erheben sich aus dem Meer, dass nicht einmal die Gelehrten sie alle aufzählen könnten. Und meine Insel erschiene gewiss nach keinem Maßstab als bedeutend. Ein Eiland, an dem man für gewöhnlich vorüberfährt, ohne wertvolle Rohstoffe – abgesehen von Holz, aber das bekommt man mit weniger Aufwand aus näher gelegenen Landen.

Wenn ich jetzt noch sage, dass diese Insel Isidora genannt wurde, dann mag das bei den meisten Lesern – wenn es überhaupt jemals solche geben sollte – nur ein Achselzucken auslösen. Ich sagte ja, dass es eine kleine und bedeutungslose Insel ist. Aber das gilt nur für uns, die über die Meere reisen wie Vagabunden. Für die drei Stämme, denen jene Insel ein Zuhause bietet, ist sie natürlich alles andere als klein und bedeutungslos. Sie scheint ihnen die Welt zu sein, und ihre Küsten sind die Ränder dieser Welt. Darum nennt Adibs Stamm sie Moa, nach demselben Wort, das auch die Welt bezeichnet.

Doch ich bin voreilig, denn natürlich weiß der Leser überhaupt nicht, wer Adib eigentlich ist. Geduld bitte, alles werde ich erklären, und mein Freund Adib wird wohl die wichtigste Person dieser Geschichte sein, wichtiger noch als ich selbst. Ja, mein Freund, so nenne ich ihn heute, auch wenn das eigenartig scheint bei einem Mann, der unbedingt meinen Tod wollte.

Adib. Ein merkwürdiger Name, so wird mancher vielleicht denken, aber nicht merkwürdig für die Motoa. So nennt sich, mancher wird es sich schon denken, Adibs Stamm. In den Annalen der Motoa, die für Generationen von Ohr zu Ohr gehen, wird Adib gewiss einen ehrenvollen Platz einnehmen. Ohne Übertreibung kann ich sogar behaupten, dass auch ich keine ganz unwesentliche Rolle gespielt habe, und vielleicht erzählt man auch jetzt den Kindern von diesem eigenartigen weißhäutigen Mann... Aber ich greife vor, besser ist es, am Anfang zu beginnen.

Was ist der Anfang? War es jenes Schiff, das vor zweihundert Jahren im Auftrag des Imperators die Meere befuhr? Die Besatzung war in Eile. Nur kurz währte ihr erster Besuch auf der Insel. Sie

nannten sie Isidora, nach der sechstgeborenen Tochter des Imperators, denn nach den ersten fünf waren bereits andere Eilande benannt. Es heißt, sie trafen gar eine Abordnung der Motoa, doch nur um ihnen zu sagen, dass sie von nun an Untertanen des Imperators seien. Nach dieser kurzen Begegnung drehten sie um, um auf ihr Schiff zurückzukehren. Dass die Motoa ihre Sprache nicht einmal verstanden hatten, interessierte sie nicht. Und wenig später traf ein Pfeilhagel die Männer des Imperators – nur das erste von vielen Missverständnissen, die folgen sollten.

Natürlich würden die Motoa bestreiten, dass dies der Anfang der Geschichte war. Ihre Geschichte reichte viel weiter zurück. Ich möchte behaupten, dass die Vorfahren der Motoa selbst Boote bauten, denn wie sonst hätten sie jemals ihre Insel erreicht? Doch wenn das so ist, dann haben sie es längst verlernt, denn die Insel zu verlassen, ist für die Motoa so undenkbar wie eine Reise zu den Sternen für uns.

Aber wenn ich so tief in die Vergangenheit eintauche, besteht die Wahrscheinlichkeit, dass ich mein Werk nie zu Ende bringe. Daher will ich mich nur zweiundfünfzig Jahre zurückgeben, in eine Zeit, in der ich ein junger Mann war.

Wenn ich nun die Geschichte niederschreibe, dann möge mir der Leser verzeihen, dass ich manches dazu erfinde. Denn nicht alles habe ich selbst miterlebt, vieles weiß ich nur vom Hörensagen, und manche Lücke, die in der Geschichte klafft, werde ich ausfüllen mit Ereignissen, die mich wahrscheinlich dünken.

Ich will mich jetzt also nicht länger in den Vordergrund drängen und so eitel über mich und meine Gebrechen schreiben, sondern endlich erzählen, was auf meiner Seele lastet. Und wenn diese Geschichte keinen Leser findet, so hat es doch wenigstens mir Befreiung verschafft, die Vergangenheit zu Pergament zu bringen.

1. Kapitel: Adib

Wenn man einem Außenstehenden die Insel Isidora beschreiben sollte, dann wäre der Wald das auffälligste Merkmal. Ich schreibe nicht die Wälder, denn es gab im Grunde nur einen Wald, der sich von Küste zu Küste zog. Ein Eichhörnchen müsste in der Lage sein, beinahe jeden Ort auf Isidora zu erreichen, ohne auch nur ein einziges Mal mit seinen Füßen den Boden zu berühren. Selbst die Flüsse stellten keine Hindernisse dar, denn in Jahrhunderten waren die Bäume zu solch riesigen Gewächsen geworden, dass die Kronen einander berührten wie Finger sehnsüchtiger Liebender.

Und so gab es nur wenige Lücken in diesem grünen Teppich. Der Berg Ataka, der den Einheimischen heilig war, ragte aus ihm heraus. Und weniger spektakulär, dafür aber zahlreicher, die vielen Dörfer der drei Stämme, für die kleine Lichtungen geschlagen worden waren. Hohe Palisadenzäune schützten ein jedes dieser Dörfer, weniger vor wilden Tieren als vor den anderen Stämmen, denn jeder Stamm lag mit den anderen in erbitterter Feindschaft.

Ich kann nicht über jeden der drei Stämme berichten, und so will ich mich auf die Motoa beschränken. Die Motoa glaubten von sich, der tapferste und größte aller Stämme zu sein. Doch das machte sie nicht zu etwas Besonderem, denn die anderen beiden dachten ebenso über sich. Siebenunddreißig Dörfer wurden von den Motoa besiedelt, zumindest, als das letzte Mal jemand die Muße hatte, sie zu zählen. Und eines der siebenunddreißig Dörfer war jenes, in dem Adib wohnte.

War es ein besonderes Dorf? Vermutlich ja, denn es lag nah am heiligen Berg Ataka wie auch am heiligen Fluss Pika. Die Stämme der Roroa und Kamoia lebten nicht weit entfernt, so dass deren Dörfer in weniger als einem Tagesmarsch zu erreichen waren. Wenn ein Krieg zwischen den Stämmen ausbrach, war Adibs Dorf immer mittendrin.

Einen richtigen Namen trug dieses Dorf nicht. Merkwürdigerweise kannten die Motoa die Sitte nicht, seinem Wohnort einen Namen zu geben. Wer Adibs Dorf aufsuchen wollte, der nannte es das Dorf der vier Ulmen, nach den uralten Bäumen, die man in der Mitte der Siedlung stehengelassen hatte.

Der Häuptling dieses Dorfes war ein Mann namens Umab. Drei Söhne und sechs Töchter hatte er gezeugt. Und einer seiner Söhne, der jüngste von allen, trug den Namen Adib.

Im Morgennebel eilte Adib über den Dorfanger. Ein Pelzmantel hielt die Kälte des angebrochenen Tages von seiner Haut fern. Der Atem trat in weißen Wolken zwischen seinen Lippen hervor. Es war kalt, aber es würde nicht mehr lange kalt sein. Der Winter war Vergangenheit, die Tage wurden wärmer, und bald würde die Sonne alle Mühsal der verstrichenen Jahreszeit vergessen machen.

Jetzt näherte sich Adib dem Gatter, in dem die Putikus gehalten wurden. Auf zwei Beinen standen diese Tiere, deren Kopf höher aufragte als selbst die Hütte des Häuptlings. Drei Putikus befanden sich in der Umfriedung, und seit dem letzten Herbst nannte Adib einen von diesen sein Eigentum.

„Guten Morgen, mein Freund!“ flüsterte Adib und streckte seine Hand aus.

Der lange Hals des Putiku schoss vor. Wie alle seiner Art neigte auch dieses Exemplar zu ruckartigen Bewegungen, die einen schreckhaften Menschen zurückweichen ließen. Doch Adib vertraute seinem Putiku voll und ganz. Der zahnbewehrte Schnabel, der kräftig genug gewesen wäre, ihm den halben Arm abzureißen, hielt inne und beschnüffelte ihn. Mit gesenktem Kopf trat er einen Schritt näher, und Adib streichelte die glatte, schuppige Flanke. Ein gutturaler Laut, tief aus dem Kropf, zeigte Adib, dass der Putiku die Zärtlichkeiten genoss.

„Bald werden wir ausreiten“, versprach Adib leise. „Wir werden bis zu Lamis Finger reiten, das verspreche ich dir! Du wirst der schnellste Putiku von ganz Moa, und selbst die Mauerbauer werden staunen, wenn wir an ihnen vorbeirennen.“

Der Putiku sah ihn aus blauen Augen an. Die Federkrone auf seinem Scheitel war aufgerichtet, was zweierlei bedeuten konnte: dass das Tier einen Partner gefunden hatte und sich in einem Zustand der Erregung befand, oder dass es sehr hungrig war. Adib schloss die erste Möglichkeit aus. Ein Blick in den Futtertrog verriet ihm, was los war. Er war leer.

Zornig sah sich Adib um. In diesem Moment sah er einen Mann seines Alters, der auf ihn zueilte.

In einer Hand trug er einen Eimer, der mit den Pakahi-Knollen gefüllt war, die Menschen wie Putikus gleichermaßen durch den Winter brachten. Außer Atem hielt er inne.

„Entschuldige, Adib!“ brachte er hervor. „Ich bin nicht eher...“

Ohne ihn zu Ende anzuhören, stieß Adib dem anderen seinen Ellenbogen mitten ins Gesicht. Der hatte den Kopf geneigt, wie es sich für einen Sklaven geziemte, so dass er den Schlag nicht hatte kommen sehen. Überrascht ließ er den Eimer fallen, und die Knollen fielen heraus.

„Du bist ein Nichtsnutz, Maki!“ empörte sich Adib. „Mein Putiku muss immer im Morgengrauen gefüttert werden. Was hast du überhaupt gemacht? Hast du den ganzen Morgen gefaulenzt?“

Bevor Maki antworten konnte, stieß Adib ihm sein Knie in den Oberschenkel. Der Tritt war so schmerzhaft, dass der Sklave aufjaulte und in die Knie ging.

„Nicht, Adib! Bitte nicht!“

„Füttere meinen Putiku! Und wenn du dich noch einmal verspätest, werde ich wirklich zornig!“

Während Maki schniefend seine Knollen einsammelte, ungeduldig von den Putikus beäugt, merkte Adib, dass sie von hinten beobachtet wurden. Er drehte sich um und erkannte eine seiner Schwestern.

„Guten Morgen, Piro!“ grüßte Adib.

„Hallo, kleiner Bruder!“ Piro lächelte ihn an und ignorierte den unglücklichen Sklaven. „Hast du gut geschlafen?“

„Es war angenehm“, erwiderte Adib.

Natürlich wusste Piro, dass ihr Bruder die Nacht nicht allein verbracht hatte. Noch immer trug Adib nicht den ersten Flaum auf den Lippen, aber dennoch war er im Herbst zum Mann erklärt worden. Nun erwartete man von ihm, dass er die Nächte mit Sklavenmädchen verbrachte, um auf diese Weise zu reifen und Erfahrungen zu sammeln. Vor anderen Jungen seines Alters pflegte Adib damit zu prahlen, wie gut er sich dabei machte, aber vor seiner Schwester zeigte er Zurückhaltung.

„Und wie geht es dir heute morgen?“ fragte Adib zurück.

Piro zuckte bloß die Achseln. Adib wusste, dass sie unter der Entscheidung ihres Vaters litt, der sie im Zustand schlimmster Trunkenheit einem Saufkumpanen versprochen hatte.

„Sei unbesorgt, Schwester! Noch einen Winter überlebt dein Mann nicht!“

„Aber vorher muss ich noch einen ganzen Sommer durchhalten.“

„Du schaffst das! Sei stark!“

Ihre Augen wurden etwas heller. „Ich wollte dir nichts vorjammern, Adib! Im Gegenteil habe ich eine Neuigkeit für dich: Unser Vater hat das Bett verlassen. Seine Krankheit scheint den Körper verlassen zu haben.“

„Wirklich? Das ist ja eine wunderbare Nachricht!“

Piros Gesichtsausdruck zeigte hingegen keine Freude. Doch Adib zögerte nicht länger. Er ließ sie stehen und eilte auf die Hütte des Häuptlings zu.

Fünfzehn Jahre war Umab Häuptling dieses Dorfes gewesen, und wenige glaubten, dass noch ein sechzehntes hinzukäme. Dass er den Winter überlebt hatte, grenzte an ein Wunder. Adib wusste auch, dass es viele im Dorf gab, die es für kein Unglück hielten, wenn der Häuptling den Tod fände. Sein Vater war ein schlechter Häuptling.

Doch trotzdem dachte Adib, dass sich sein Vater mit dem Sterben gefälligst noch ein wenig Zeit lassen sollte. Ein, zwei Jahre noch, dann wäre Adib gewiss in der Lage, seine Nachfolge anzutreten. Aber noch fühlte er sich nicht bereit.

Vorsichtig trat Adib ein. Die Hütte roch penetrant nach Schweiß und Urin, und er widerstand nur mühsam dem Impuls, sich die Nase zuzuhalten. Auf der Kante seines Bettes saß Umab, umsorgt von seiner achten Ehefrau.

„Komm rein, Adib!“ sagte Umab. Seine Stimme war heiser, aber die Worte kamen nicht mehr flüsternd wie während seiner Krankheit.

Adib hockte sich vor ihn, denn es schickte sich nicht, vor seinem sitzenden Vater zu stehen. Der Häuptling atmete einige Male tief durch. Dann schob er seine Frau beiseite. „Hau schon ab, Weib! Ich will mit meinem Sohn sprechen!“

Die so gescholtene Frau entfernte sich. Adib blickte ihr nicht nach. Sie war nicht seine Mutter. Die war von Umab schon vor Jahren verstoßen worden, und manchmal vermisste Adib sie. Zu dieser neuen Frau hatte er ebenso wenig eine Beziehung wie zu ihren vielen Vorgängerinnen.

Umabs Gesicht hatte eine aschgraue Farbe angenommen. „Wie geht es dir, mein Sohn?“

„Kräftig und gesund, Vater! Und dir? Kannst du gehen?“

Der Häuptling winkte ab. „Ein Fieber wirft mich nicht um“, sagte er, ungeachtet dessen, dass dieses Fieber beinahe sechs Wochen angedauert hatte. „Es wird Zeit, dass ich mich dem Stamm zeige. Meinst du nicht auch?“

Adib nickte. „Ja, das solltest du tun.“

„Diesem Schwachkopf Romab werden die Augen aus dem Kopf fallen, wenn er mich auf den Beinen sieht. Er hat so gehofft, dass ich abkratze. Ist es nicht so?“

„Dann soll er sich ärgern.“

Ein heiseres Lachen kam aus Umabs Kehle. „Romab wird niemals Häuptling werden, mein Sohn.“ Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: „Er hat doch nicht etwa versucht, dir etwas anzutun, oder?“

„Einige Male“, erklärte Adib achselzuckend, als wäre es nichts. „Aber das ist jetzt vorbei!“

„Wenn ich erst wieder ganz gesund bin, werde ich Romab noch seine restlichen Zähne ausschlagen. Verlass dich drauf!“

„Aber erst einmal sollten wir feiern. Was hältst du davon, wenn ich dir einen Lumu jage. Wir werden sein Fleisch zum Dank den Göttern opfern, und was davon übrigbleibt, das braten und essen wir heute Abend.“

„Eine gute Idee, mein Junge!“ Er hob seinen knorrigen Zeigefinger. „Aber nicht zu viel für die Götter, hörst du! Der Stamm soll sich richtig satt essen. Wen nimmst du mit auf die Jagd?“

„Meinen Sklaven!“

„Ach, der, den ich dir geschenkt habe. Wie hieß er doch gleich?“

„Maki.“

„Und wie macht er sich?“

„Bei der Jagd ist er schnell und geschickt. Ab und zu vergisst er seine Aufgaben. Manchmal muss ich ihn noch schlagen.“

„Tu das, mein Junge!“ ermutigte ihn sein Vater. „Als ich in deinem Alter war, habe ich Sklaven, die nicht gehorcht haben, die Eier abgeschnitten. Das hat sie Spuren lassen.“

„Ich werde es mir merken.“

„Na gut, dann nimm diesen... diesen Sklaven, wie immer er heißt, und... Was wolltest du noch gleich?“

„Einen Lumu jagen!“

„Ach ja, richtig!“

Besorgt sah Adib seinen Vater an. Umab war kein Greis. Er war wenig älter als vierzig, aber der viele Branntwein hatte seinem Hirn schon übel zugesetzt.

„Nun geh schon! Lass mich ausruhen!“

Maki, der Sklave, legte seinen Speer auf den Boden und ließ sich auf die Knie nieder, um Wasser aus dem Bach zu schöpfen. Adib wartete etwas, ehe er es ihm gleichtat. Er murmelte ein kurzes Gebet zu Pika, dem Gott des gleichnamigen Flusses, dem sich all diese Bäche letztlich anschlossen und den man besser nicht erzürnte. Aus der hohlen Hand tranken die beiden jungen Männer. Dann hielten sie eine kurze Zeit inne, und Adib horchte auf das ferne Pochen eines Spechts.

„Es ist ein schöner Tag“, sagte Adib, während ein Käfer an ihm vorüberbrummte. Vor einer Woche hatte man noch keine Insekten gesehen. „Ich spüre, dass Iku uns gewogen ist. Sie will, dass wir einen großen Lumu erjagen.“

„Dann hoffen wir, dass Pika nichts dagegen hat!“ warf Maki ein.

„Warum sollte er etwas dagegen haben? Du hast doch nicht versäumt, ihm Ehre zu erweisen, oder?“

„Niemand, Adib!“ versicherte der Sklave.

Adib nickte zufrieden. Sein Vater hatte ihm Maki zum Fest seiner Initiation geschenkt. Ein Häuptlingssohn hatte ein Anrecht auf einen eigenen Sklaven. Manche meinten, dass dieser Maki für einen Sklaven zu viel dachte und redete, aber daran störte sich Adib nicht. Im Gegenteil, er profitierte von der Klugheit seines Sklaven, und da wäre es dumm gewesen, ihm das Denken zu verbieten.

„Wir sollten zum Auge gehen“, schlug Maki vor. „Zur Mittagsstunde wird dort ein Lumu zum Trinken kommen.“

„Bist du sicher?“

Maki nickte, und Adib glaubte ihm. Er hatte nie herausgefunden, woher sein Sklave das Wissen über die Bewegungen der Tiere nahm, aber bisher hatte er stets recht behalten und Adib vor der Schmach bewahrt, ohne Beute ins Dorf zurückkehren zu müssen.

„Sag mal, Maki, als du heute meinen Putiku füttern wolltest, da hast du mir etwas erklären wollen. Was war das?“

Der Sklave sah auf, und seinem bitteren Blick war zu entnehmen, dass er die Schläge nicht vergessen hatte. Seine Lippe war bei dem ersten Schlag aufgeplatzt, und das verkrustete Blut klebte noch immer an seinem Kinn.

„Ich wollte dir erklären, dass ich nicht eher zum Füttern kommen konnte. Romab hat mir befohlen, seine Hütte sauber zu machen, und es hat ihn wenig interessiert, dass ich deinen Putiku füttern sollte.“

Überrascht riss Adib den Mund auf. „Warum hast du mir das nicht gesagt?“ fragte er.

„Du hast mich nicht zu Wort kommen lassen.“

Beschämt nickte Adib. Er war versucht, sich zu entschuldigen, doch er wusste, dass es nicht angemessen wäre. Man entschuldigte sich nicht bei einem Sklaven, ebenso wenig wie man sich bei ihm bedankte. Doch dann schlug seine Scham in Wut um. „Wie kommt dieser Kerl dazu, dich für sich arbeiten zu lassen. Du bist mein Sklave, und du gehörst mir ganz allein!“

„Hätte ich nein sagen sollen? Weißt du, was er mit mir gemacht hätte?“

„Natürlich hättest du nicht nein sagen dürfen, Dummkopf! Aber ich werde einige Worte mit Romab zu reden haben. Er hat selbst einen Sklaven. Ich will meinen Besitz nicht mit ihm teilen müssen.“

„Du solltest dich nicht mit ihm anlegen, Adib! Jedenfalls noch nicht!“

„Und warum nicht?“

„Weil jeder weiß, dass Romab nur auf einen Vorwand wartet, dich zu töten! Und wenn er dich tötet, bedeutet das auch nichts Gutes für mich.“

Adib zwang sich zu einem Grinsen und klopfte seinem Sklaven auf den Rücken. „Er wird mich nicht töten, Maki! Mein Vater würde ihm die Füße abhacken, wenn er es nur versuchen würde.“

„Aber er hat es doch schon versucht! Und dein Vater hat nichts unternommen!“

„Da war er krank! Jetzt ist er wieder gesund, und alles wird anders, du wirst sehen.“

Maki nickte, wenngleich er nicht überzeugt wirkte.

„Komm, lass uns zum Auge gehen! Wir sollten diesen Lumu nicht verpassen!“

Sie folgten dem Bachlauf, der in einem sanften Gefälle abwärts floss, hin zum Pika, der allen drei Stämmen heilig war. Wenn man ihn überschritt, gelangte man in das Stammesland der Roroa, des wildesten der drei Stämme. Verboten war das nicht, denn der Wald gehörte allen, und jeder hatte das Recht, überall zu jagen. Aber so weit mussten sie heute nicht gehen. Das Auge war viel näher, und ehe sie es sahen, beugten sie ihre Rücken und schlichen geduckt wie Frettkatzen durch das Unterholz.

Endlich teilte Adib das Gesträuch vor sich und blickte auf einen kreisrunden See, der im Schatten der Bäume lag. Seerosen trieben auf seiner Oberfläche, und ein Teichhuhn hatte sich hierher verirrt und stakste am Ufer entlang. Ein Lumu aber war nirgendwo zu sehen.

„Er wird kommen“, flüsterte Maki. „Bestimmt!“

Adib nickte. „Ich warte hier! Schleich dich auf die andere Seite!“

„Was ist, wenn ich ihn vor meinen Speer bekomme? Darf ich ihn töten?“

„Bevor er uns entkommt, ist es besser, du tötest ihn. Aber wenn sich die Gelegenheit bietet, gebührt

mir der Speerwurf. Du weißt das, Sklave!“

„Ja, Adib!“ sagte Maki folgsam und schlich sich davon.

Sie warteten eine lange Zeit. Maki war nicht zu sehen, aber Adib wusste, dass er noch da war. Sein Sklave würde nicht davonlaufen, denn kein Stamm nahm entlaufene Sklaven der anderen auf.

Während er auf die Mittagsstunde wartete, dachte er daran, wie sein ältester Bruder ums Leben gekommen war. Es war hier gewesen, genau an dieser Stelle. Er hatte einen riesigen Lumu jagen wollen, ebenso wie jetzt Adib. Doch er war unvorsichtig gewesen und hatte einen Stoß des gewaltigen Geweihs abbekommen. So etwas kam vor, aber nie zuvor hatten die Motoa gehört, dass jemand durch einen Lumu getötet worden wäre. Adibs Bruder aber waren die Rippen gebrochen und durch die Lunge getrieben worden. Ehe er ins Dorf zurückgebracht worden war, war er tot gewesen, und dieser Tod galt als so unehrenhaft, dass sein Vater seinen ältesten Sohn fortan verleugnet hatte.

Doch Adib dachte daran, wann immer er mit Maki auf die Lumu-Jagd ging.

Lass es gut für mich ausgehen, Pika! bat Adib, denn der Flussgott hatte, wie jeder wusste, Einfluss auf ein jedes Wesen mit Fell oder Federn, das sich in seinem Wald aufhielt. *Dann werde ich dir nachher ein Opfer bringen, das verspreche ich!*

Er hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, da raschelte es im Gebüsch. Zuerst mutmaßte Adib, sein Sklave sei zurückgekehrt. Dann aber sah er, wie sich die Sträucher zu seiner Rechten teilten, und heraus trat ein herrliches Tier mit hellbraunem Fell.

Adib hielt den Atem an. Einen so prächtigen Lumu hatte er seinen Lebtag nicht gesehen. Auf seinem Kopf wuchs ein so gewaltiges und weit verzweigtes Geweih, dass es kaum nachzuvollziehen war, wie dieses Tier durch den dichten Wald gelangte, ohne ständig hängenzubleiben. Der Durst trieb den Lumu zum See, den die Motoa als Pikas Auge bezeichneten. Doch bevor er ihn erreichte, hielt er inne, als hätte er etwas bemerkt. Adib hatte keinen Mucks von sich gegeben, aber er wusste um die gute Nase der Lumus.

Letztlich schüttelte der Lumu sein riesiges Geweih und tat die letzten Schritte zum See. Jetzt war der Augenblick zum Angriff gekommen. Das Tier stand genau zwischen Adib und jenem Ort, an dem er seinen Sklaven vermutete. Wenn Maki jetzt hervorbrach, würde der Lumu womöglich umdrehen und auf geradem Wege zurück in den Wald laufen, wo sie ihn nicht erreichen konnten. Doch Maki war nicht dumm, und er verstand sich ebenso gut auf die Lumu-Jagd wie die erfahrensten Jäger der Motoa. Adib wusste, dass sein Sklave in diesem Moment durch das Gebüsch kroch, um den Lumu von hinten attackieren zu können. Und wenn Pika mit ihnen war, würde das Tier in Adibs Richtung laufen, so dass er ihm den Todesstoß versetzen konnte.

Adib versuchte, in den Sträuchern etwas zu erkennen. Irgendwo dort musste Maki stecken. Aber warum sah und hörte man nichts?

Plötzlich hielt der Lumu beim Trinken inne. Wenn Adib seinen Sklaven auch nicht gehört hatte, das Tier war offenbar aufmerksamer gewesen. Wachsam hob es den Kopf – doch es war zu spät.

Unvermittelt brach Maki aus dem Gebüsch hervor, und sein Brüllen erfüllte den Wald. Er griff den Lumu von schräg hinten an, so dass diesem nur eine Richtung blieb: zu Adib.

Sofort schlug der Lumu die gewünschte Richtung ein. Seine Hufe setzten sich in Bewegung, und viel langsamer als der Gefahr angemessen begann er, die Böschung hinaufzulaufen. Maki hätte längst Gelegenheit gehabt, ihn mit einem Wurf seines Speers zu richten, aber der Sklave wusste, was er zu tun hatte. Nun trat Adib aus dem Gebüsch. Der Lumu bemerkte ihn nicht einmal, so panisch war er wegen der ihm nachsetzenden Bedrohung.

Meine Güte, wie groß er ist! staunte Adib.

Er holte aus. Immerhin war ein so riesiges Tier kaum zu verfehlen. Sein Speer verließ seine Hand und traf einen Bruchteil eines Augenblicks später den Brustkorb des Lumus. Rasch wich Adib seiner Laufrichtung aus, um nicht überrannt zu werden. Da geschah das Unglaubliche: Trotz des Speers, der aus seiner Brust ragte, folgte der Lumu ihm. Er senkte sein Geweih, und in diesem Moment musste Adib an das Schicksal seines älteren Bruders denken.

Adib zog sein Messer, doch es war eine kümmerliche Waffe angesichts eines solchen Gegners, trotz

der Eisenklinge. Er lief auf das Gesträuch zu, und hinter ihm brach der Lumu durch die Büsche. Wann fiel er endlich?

„Maki!“ brüllte Adib. „Dein Speer! Wirf den Speer!“

Eine Ranke wickelte sich um seinen Fuß, und er strauchelte. Hastig drehte sich Adib auf den Rücken, das Messer gezückt. Der Lumu füllte sein gesamtes Blickfeld aus. Das Geweih kam näher. Da endlich stürzte das Tier. Aus seiner Flanke ragte ein weiterer Speer, und hinter ihm tauchte Maki auf.

Der Sklave reichte ihm die Hand. „Bist du verletzt?“

Beschämt schlug Adib die angebotene Hand weg und stand aus eigener Kraft auf. Schwer atmend beugte er sich über den Lumu, der ihn aus weißen Augen ansah. Jetzt durfte er nicht zögern.

„Pika, Herr des Waldes, ich danke dir für dieses Leben“, murmelte Adib. „Die Motoa werden es dir vergelten und nie aufhören, dich zu ehren.“

Rasch zog er die Klinge über die Kehle. Weiteres Blut trat hervor, und ein letztes Mal zuckte der Lumu, ehe er starb.

„Ich habe einen großen Lumu erlegt“, sagte Adib, „ganz wie ich es Vater versprochen habe.“

Maki stand neben ihm und sprach seine Gedanken nicht aus. Der Sklave wusste, dass sein Herr wütend war, weil er Makis Hilfe gebraucht hatte. Vielleicht hatte Maki ihm sogar das Leben gerettet, doch Dank würde der Sklave niemals erfahren. Dafür war die ganze Sache viel zu beschämend für Adib gewesen.

Wie um Makis Befürchtung zu bestätigen, sah Adib aus zusammengekniffenen Augen auf und drohte: „Du weißt, dass ich dich totprügeln würde, wenn du irgendjemandem erzählst, was hier vorgefallen ist, nicht wahr?“

„Ich sage kein Wort, Adib! Und es tut mir leid!“

Adib nickte und wandte sich wieder der Beute zu. Nun galt es, die Pflicht zu erfüllen. Er hatte sowohl Pika als auch Ataka ein Opfer versprochen, und die Götter schätzten es nicht, wenn man sie übergang. Zwar fand er, dass Pika nicht ganz seinem Wunsch entsprochen hatte, indem er Adib den entscheidenden Stoß versagt und diesem seinen Sklaven zugehört hatte – aber es war gefährlich, den Göttern zu zürnen, und irgendein Körperteil fand sich immer, den man bedenkenlos opfern konnte.

Er setzte die eiserne Klinge an, die er als seinen wertvollsten Besitz betrachtete. Tatsächlich war er in seinem Dorf der einzige, der ein Eisenwerkzeug sein eigen nennen durfte. Wie so etwas hergestellt wurde, überstieg sein Vorstellungsvermögen, aber er wusste, dass das Messer von den Mauerbauern stammte, die an der Küste lebten.

Jetzt war diese Frage unwichtig. Sorgfältig trennte er den Schwanz ab und reichte ihn Maki. „Der ist für Pika.“

„Der Schwanz?“ fragte der Sklave ungläubig.

„Ja, ganz richtig!“

„Und was soll ich damit?“

„Du hast den Lumu getötet, nicht wahr? Auch wenn das kein Mensch je erfahren wird, die Götter lassen sich nicht belügen. Also gehst du jetzt zum Fluss und dankst Pika.“

„Ich soll...?“

„Ist das denn so schwer zu verstehen?“ fiel Adib ihm ins Wort. „Warum muss mein Sklave immer alles hinterfragen?“

Maki schluckte. „Ich hinterfrage gar nichts. Aber wird Pika nicht zornig sein, wenn ich ihm nichts als den Schwanz gebe?“

Adib dachte kurz nach, dann trennte er auch die hinteren Hufe ab. Das Metall durchtrennte selbst Knochen und Sehnen, was mit einer herkömmlichen Feuersteinklinge eine ungleich mühsamere Arbeit gewesen wäre. Schweigend reichte Adib dem Sklaven die Hufe.

„Ich laufe gleich los“, versprach Maki. „Und du? Willst du nicht mitkommen?“

„Ich werde mit einem eigenen Opfer Ataka ehren.“ Bei diesen Worten begann er, dem Lumu den Kopf abzutrennen. Ataka war ein viel mächtigerer Gott als Pika, und ihn durfte man nicht mit einem Schwanz und zwei Hufen abspeisen. Als Maki bei ihm verweilte, hob Adib den Kopf. „Was ist denn

noch?“

„Du willst den Kadaver hier liegenlassen, während ich zum Fluss und du zum Tempel läufst? Was ist, wenn die Frettkatzen ihn finden? Oder die Roroa?“

„Dann solltest du dich besser beeilen!“ fuhr Adib ihn an. „So bist du auch eher zurück und kannst unsere Beute vor Frettkatzen beschützen!“

Maki nickte. „Ich werde dann hier auf dich warten“, kündigte er an und lief davon, westwärts in Richtung des Flusses.

Bevor Adib aufbrechen konnte, musste er noch viel Messerarbeit erledigen. Mit dem Geweih konnte Ataka nichts anfangen, aber Adib wollte es als Beweis mitbringen, um zu zeigen, wie gewaltig der von ihnen erlegte Lumu war. Zwar wusste er nicht, wie sie zu zweit ein so riesiges Tier und zudem noch das Geweih ins Dorf zurückbringen sollten, aber darum kümmerte er sich jetzt nicht. Vielleicht fiel Maki etwas dazu ein. Sein Sklave steckte immer voller Einfälle, die seinem Herrn das Leben erleichterten.

Aber das war schließlich auch der Sinn eines Sklaven, dass er einem vieles abnahm, warum nicht auch das Denken?

Als er den Kopf vom Hals und vom Geweih abgetrennt hatte, ließ er ihn in seinen Beutel fallen. Dann machte er sich auf den Weg. Atakas Tempel war fast eine Wegstunde entfernt, aber Adib wollte es nicht versäumen, ihm einen Besuch abzustatten.

Die Sonne befand sich bereits auf dem Weg zum Westhorizont, als Adib den Berg bestieg, auf dessen Gipfel die Ahnen den Tempel errichtet hatten. Von hier hatte man einen Blick über den Wald. Man sah im Westen den Fluss als silbernes Band seine Bahn ziehen. Irgendwo dort war jetzt Maki und vermachte dem Flussgott einen Lumu-Schwanz mitsamt zwei Hufen – wenn er nicht längst auf dem Rückweg war.

Maki würde warten müssen. Hierher hätte er ohnehin nicht gedurft. Sklaven war es erlaubt, zu allen Göttern zu beten außer zu einem. Ataka, der höchste Gott von Moa, war allein den Freien vorbehalten, und wenn Sklaven seinen Tempel betraten, dann nur, weil man sie dort opfern wollte.

Eine Reihe hölzerner Pfeiler bildete einen perfekten Kreis auf der Kuppe des Berges. Sie standen dicht an dicht, so dass man nicht einmal einen Finger hätte hindurchstecken können. Nur zwei Eingänge gab es, den einen im Westen, den anderen im Osten. Zu den Sonnenwendfeiern war dieser Tempel voller Menschen, sogar von verschiedenen Stämmen, und war dann so voll, dass man sich kaum bewegen konnte. Jetzt aber war Adib der einzige im Heiligtum.

Im Inneren des Tempels hatten die Abgesandten alle Kräuter und Sträucher mitsamt den Wurzeln ausgerissen, und nur grünes Gras ließ man hier wachsen. Natürlich war es ein Tempel unter freiem Himmel, denn die Motoa wären nie auf den Gedanken gekommen, über ihre Heiligtümer ein Dach zu spannen. Schließlich wollten sie von den Göttern gesehen werden und sich nicht vor ihnen verbergen.

Nachdem Adib den Tempel durch den östlichen Eingang betreten hatte, kramte er in seinem Beutel und holte den Lumu-Kopf hervor. Sorgsam legte er ihn vor dem Altarstein ab. Dann erst hob er den Kopf.

Durch den westlichen Durchlass fiel sein Blick auf Ataka. Als gewaltiger kegelförmiger Berg ragte er aus den Wäldern auf. Eine schmale Rauchsäule stieg aus seiner Spitze empor, so wie immer. Nur wenn er zornig war, spuckte Ataka auch Feuer, aber dazu hatte es sehr lange keinen Anlass gegeben. So etwas wäre in diesem Moment ein denkbar schlechtes Zeichen gewesen.

Vor dem Altarstein ging Adib in die Knie und verneigte sich, bis seine Stirn auf dem Stein ruhte. Er spürte die Macht, die von diesem Ort ausging, und die Gegenwart Atakas ließ ihn erzittern.

„Ich danke dir, Ataka, Herr der Welt, dass du meinen Vater gesund gemacht hast“, flüsterte Adib. „Bitte gib ihm die Kraft, so lange durchzuhalten, bis ich mich gegen Romab zur Wehr setzen kann. Und wenn es dir gefällt, dann sende Romab eine Krankheit, an der er zugrunde geht. Dann will ich dich jeden Tag ehren bis ans Ende meines Lebens! Das schwöre ich, so wahr ich Adib heiße!“

Langsam hob Adib den Kopf. Der kolossale Berg rauchte weiter vor sich hin. Ob Ataka ihn erhört hatte, wusste Adib nicht. Nicht einmal die Abgesandten vermochten immer zu verstehen, was der

Gott ihnen mitteilen wollte.
Aber bald würde er es wissen.